

Egon Bahr
Lutz Riemann

Annäherung durch Wandel

Kalter Krieg
und späte Freundschaft

Herausgegeben von Frank Schumann

edition ost

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch
auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Das Buch enthält einen 16-seitigen Bildteil.

edition ost im Verlag Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-360-02806-8

1. Auflage 2022

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann
unter Verwendung eines Fotos von Simone Römhold

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Lutz Riemann	
Begegnungen mit Egon Bahr	7
Korrespondenzen	23
Egon Bahr	
Selbstzeugnisse	123
Vorwort zu »KSZE – Fossil oder Hoffnung«, August 1996	123
Aussage vor dem Landgericht Berlin im Prozess gegen Krenz u. a., 15. Mai 1997	128
Tonbandmitschnitt eines Vortrages an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Juni 2009	140
Rede zum 75. Geburtstag von Manfred Stolpe, 2011	146
»Ich wollte mithelfen, dass der Frieden bleibt«, Interview im <i>ZEITmagazin</i> , 23. Mai 2013	150
Interview in der <i>Bild</i> , 13. April 2014	166
Für die Parlamentarische Linke der SPD-Fraktion, 6. Mai 2014	168
»Für alle Probleme gibt es vernünftige Lösungen«, Interview im <i>neuen deutschland</i> , 15./16. November 2014	175

Rede im Adlon zur Verleihung des Dr. Friedrich Joseph Haass-Preises, 27. März 2015	189
Frieden verlangt nach Respekt. Kooperative Existenz, die über bloße Existenz hinausgeht, Beitrag im <i>neuen deutschland</i> , 9. Mai 2015	203
Letzte Rede: Vortrag bei einer Buchvorstellung in Moskau, 21. Juli 2015	209
Andere über E. B.	213
Arnold Schölzel Back Channel, 17. März 2012	213
Andreas Montag Bewegender Auftritt in Halle, 22. Oktober 2014	215
Tim Guldemann Egon Bahr, der Schrittmacher der Wiedervereinigung, 27. März 2015	219
Srgjan Kerim Der deutsche Henry Kissinger, Januar 2022	222
Wolfgang Schwarz Nachruf auf Egon Bahr, 31. August 2015	227
Uwe-Karsten Heye Zum Tod von Egon Bahr, 20. August 2015	230
Personenregister	233

An Egon Bahr zu erinnern ist nicht nur das Gebot runder Jahrestage. Er hat sich um den Frieden in der Welt verdient gemacht. Das ist Anlass genug, um regelmäßig an ihn zu denken wie ihm auch zu danken. Sein Konzept »Wandel durch Annäherung« verhinderte, aus dem Kalten Krieg einen heißen werden zu lassen.

Dass die eine Seite sich so wandelte, dass sie unterging, kann ihm nicht angelastet werden. Wie er auch nicht dafür haftbar gemacht werden darf, dass die westliche Seite ihren Charakter bis heute nicht verlor und sich keineswegs veränderte. In einem Brief an Lutz Riemann am 3. Februar 2005 merkte er dazu an: »Willy Brandt hat gesagt: Je älter er werde, umso linker werde er. Mir geht es nicht anders.« Und ironisch-sarkastisch fügte Bahr hinzu: »Der Sozialismus hatte wenigstens einen ernsthaften Herausforderer, den Kapitalismus. Für den Kapitalismus sehe ich keinen solchen ernsthaften Herausforderer. Ohne die Kraft, sich selbst zu reformieren, gehen wir wundervollen Zeiten entgegen.«

Zwölf Jahre zuvor hatte Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner Weihnachtsansprache noch hoffnungsvoll erklärt: »Einheit kann ja nicht bedeuten, dass im Westen alles beim Alten bleibt und im Osten alles anders werden muss.« Aber genau dies ist geschehen. Bahr reflektierte das zunehmend kritischer. Er nämlich hatte sich verändert, war vom Saulus zum Paulus geworden.

Doch er war der Vollblutjournalist geblieben, der er immer war. Bis zum Ende seiner Tage war er neugierig auf Menschen und deren Geschichten. Neugier und vorurteilsfreie Aufgeschlossenheit führten auch zur Freundschaft mit Lutz Riemann, der als Oberleutnant Lutz Zimmermann im »Polizeiruf 110« in der DDR sehr populär war.

Auf dessen Zeesboot pflügten sie die Ostseewellen und die Welt-politik. Und zwischendurch tauschten sie sich aus: per Brief, per Telefon, per Mail.

Zum 100. Geburtstag von Egon Bahr scheint es reizvoll wie nützlich, diese ungewöhnliche Beziehung publik zu machen. Der Gedankenaustausch zweier Personen der Zeitgeschichte – in die auch ihre beiden Frauen mit eingebunden waren – ist ein schönes wie auch seltenes Zeugnis für das grenzüberschreitende Gespräch, welches seit dreißig Jahren nun schon eingefordert wird, aber eben nur selten erfolgt. Ein Wandel durch Annäherung fand erkennbar nicht statt. Zwischen Bahr und Riemann hingegen durchaus.

Mit Egon Bahr teilte ich eine Gemeinsamkeit, weshalb auch wir uns näher kamen und ich so von seiner Verbindung zu Lutz Riemann erfuhr. Bahr und ich hatten die gleiche Schule im sächsischen Torgau besucht, worüber wir uns austauschten. Zu Bahrs Zeiten war sie nach dem Kriegsverbrecher August von Mackensen benannt, zu meiner Zeit nach dem Kommunisten Ernst Schneller, jetzt nach Johann Walter, der uns die »Marseillaise der Bauernkriege« (Friedrich Engels) hinterließ: »Ein feste Burg ist unser Gott«. Bahr war Mitglied des Fördervereins des Johann-Walter-Gymnasiums und ließ sich bis zum Schluss von diesem aus Torgau berichten ...

Ist das nicht alles zu privat, zu klein, zu unbedeutend, dass es wert ist, über solche Dinge öffentlich Mitteilung zu machen? Gehörte dieser Mann, dem mindestens die Hälfte von Brandts Friedensnobelpreis zukam, nicht auf einen Sockel?

Nun, die wahre Größe eines Menschen zeigt sich nicht in der Höhe des Podestes, das die Nachwelt für ihn errichtet. Tatsächliche Größe wird sichtbar im Detail und durch das, was einer war und leistete. Oder wie Marie von Ebner-Eschenbach zu Recht meinte: »So manches papierne Denkmal hat mehr Bestand als ein Denkmal aus Erz.«

Frank Schumann
Herausgeber

Lutz Riemann

Begegnungen mit Egon Bahr

Es war in den späten fünfziger Jahren und ich arbeitete als Hilfsarbeiter im Schiffbau auf der Peenewerft in Wolgast. Wir bauten Schlepper, Tankschiffe, Trawler, Seitenfänger für die Hochseefischerei Typ 3. Der erste hieß BRANDENBURG und liegt heute im Schifffahrtsmuseum Bremerhaven. Wir bauten Küstenmotorschiffe für die Deutsche Seereederei, Lotsen- und Motorrettungsboote für Polen, Minen-Leg- und -Räumschiffe (MLR) – Typ Habicht (nach Konstruktionsunterlagen der Nazi-Kriegsmarine) und Typ Krake, eine Eigenentwicklung –, die an unsere Seepolizei gingen. Die Ostsee war stark vermint, die Fischerei darum sehr eingeschränkt.

Ogleich die MLR in erster Linie Minen räumten, dienten sie zugleich der Sicherung der Staatsgrenze. Aus diesem Grunde waren sie auch bewaffnet. Einige Kollegen auf der Werft verweigerten darum, wenige Jahre nach Kriegsende, die Mitarbeit.

Wir hatten damals, in den ersten Jahren, mit vielen Problemen zu kämpfen. Sie wurzelten im verflossenen heißen und im neuen Kalten Krieg. Der alte hatte kaum Schiffe übriggelassen, und einen Überseehafen gab es auch nicht. Alles lief über Hamburg. Oder eben nicht. Wir warteten vergeblich beispielsweise auf die Lieferung von 25 Diesel für unsere Küstenmotorschiffe Typ 840 tdw. Die Schiffsmotoren standen auf der Embargoliste, der Hersteller in der Bundesrepublik durfte nicht liefern.

Die Zusammenhänge und Hintergründe habe ich erst viel später begriffen. Als ich 1957 auf der Peene-Werft zu arbeiten begann, beschäftigten mich ganz andere Probleme. Ich war noch keine Siebzehn und unsere Mutter krank – ich musste Geld verdienen und die Existenz unserer vierköpfigen Familie sichern.¹ Groß und kräftig

war ich, weshalb ich mit Zustimmung meiner Mutter eine Sondergenehmigung erhielt, um als Jugendlicher im Dreischichtsystem arbeiten zu dürfen. Das bedeutete Früh-, Spät- und Nachtschicht, 48 Stunden Arbeit von Montag bis Sonnabend.

Unsere Wohnung in Lubmin bestand aus einem Zimmer und einer kleinen Küche, in der sich alles abspielte. Keine Chance, mal eine Freundin mitzubringen, die Jugend schien verloren wie die Kindheit, die ich bei Krieg und Bombenangriffen in Stettin und auf der Flucht zugebracht hatte. Jahre des Hungers, der Angst und der Krätze. Und nun durfte, musste ich schwer arbeiten. Mit Schleifhexen, die von Pressluft getrieben wurden, mit schweren Hämmern, in Lärm und roststaubiger Luft. Die gefüllte Lohntüte war eine vergängliche Freude. Ich beneidete Gleichaltrige, die von den Eltern umsorgt wurden und die Schule besuchen oder eine normale Lehre absolvieren konnten.

In der Nachtschicht arbeitete ich manchmal mit einem jungen Kollegen zusammen. Nur wenige aus unserer Brigade verloren sich zu nachtschlafender Zeit in der Halle und auf der Helling. Grundsätzlich durfte nachts nicht gerichtet werden, weil diese Arbeit ohrenbetäubenden Lärm verursachte. Die Werft lag mitten in der Stadt, er hätte viele Wolgaster um den Schlaf gebracht. Der Kollege war jung wie ich, wir verstanden uns gut. In seinem Spind im Umkleideraum hatte er ein Radio. Mit dem hörten wir montags und freitags Musik. Heimlich. Gegen Mitternacht, bei Beginn der Frühstückspause in der Nachtschicht, brachte der *Rundfunk im amerikanischen Sektor* die »Schlager der Woche«. Rockmusik von Bill Haley, Elvis Presley, Chuck Berry und anderen. Es war gewissermaßen verboten, dem Klassenfeind das Ohr zu schenken (»Wer den *Rias* hört, den Frieden stört!« und »Du willst kein Ami-Söldner sein, drum schalte nicht den *Rias* ein«). Der *Rundfunk im amerikanischen Sektor* Berlins war ein exponiertes Propaganda-Instrument des Westens, weshalb man ihn in der DDR offiziell nicht sonderlich litt. Hierzulande waren an die sechzig Störsender im Einsatz, die auf die einschlägigen Kurz-, Mittel- und Langwellen ihr Knattern und

Pfeifen legten, damit den Zuhörern in der DDR das Hören verging. Es herrschte vernehmlich auch im Äther Kalter Krieg. Das jedoch wurde mir erst viel später bewusst. Damals interessierte es uns zwei nicht. Der *Rias* brachte einfach die bessere Musik. Von Null Uhr fünf bis fünf Minuten vor halb eins, wenn es denn Überreichweiten gab und die Störsender mal Pause machten. Unser Spaß endete, sobald der Chefkomentator von *Rias Berlin*, ein gewisser Egon Bahr, das Mikrofon übernahm. Er schwadronierte über die Machthaber in Pankoff, die Russen, die Zone, den Spitzbart, womit er Ulbricht meinte. Wir drehten ihn ab, er hatte unseren »Kunstgenuss« beendet mit Zeugs, das wir nicht verstanden.

Von ihm hörte ich erst Jahre später wieder. Inzwischen hatte ich ein Schauspielstudium in Babelsberg an der Hochschule für Film und Fernsehen begonnen und an der Theaterhochschule »Ernst Busch« in Berlin meine Prüfungen bestanden. Ich spielte am Meiningener Theater. Ich war zum zweiten Mal verheiratet und Vater geworden.² Der Kalte Krieg war inzwischen nicht mehr ganz so kalt, wie es schien. Die Großmächte saßen auf riesigen Atomwaffen-Arsenalen, die ausreichten, um die Erde mehrmals zu vernichten. Irgendwann hatten sie jedoch begriffen, dass der Gegner militärisch nicht zu besiegen war. Man musste irgendwie miteinander klarkommen und Mechanismen für eine friedliche Koexistenz entwickeln. Das Fernziel, die andere Seite zu bezwingen, blieb natürlich bestehen.

Im Kontext dieser strategischen Entscheidung der beiden Großmächte kam es auch in der Bundesrepublik zu Veränderungen. In Bonn wurde erstmals mit Willy Brandt ein Sozialdemokrat Bundeskanzler, der nicht nur mehr Demokratie, sondern auch eine neue Ostpolitik wagen wollte. In der DDR-Führung – das aber erfuhr ich erst viel später – wurde der Regierungswechsel unterschiedlich bewertet. Für die einen änderte sich an den bestehenden Machtverhältnissen nichts. Auch der neue Kanzler hatte wie seine Vorgänger 1969 die Unterwerfungsurkunde³ unterzeichnen müssen. Die Bundesrepublik blieb Bollwerk und Speerspitze des Westens. Andererseits, und darauf machte insbesondere Ulbricht im Politbüro

aufmerksam: Erstmals stand ein ausgewiesener Antifaschist an der Spitze einer Bundesregierung. Dieser Brandt hatte aktiv gegen die Nazis gekämpft, mit ihm könnte ein anderes gesellschaftliches Klima entstehen. Das braune Erbe in der Politik, in der Justiz, dem Militär, in den Redaktionen, in der Polizei und den Geheimdiensten, all diese Globkes, Oberländers, Heusingers, Gehlens, Lübkes, Nannens und Löwenthals, diese Vertreter des Dritten Reiches und seines Ungeistes, würden nun vielleicht verschwinden. Langsam zwar, schließlich hatte es keine Revolution gegeben, aber den Gesetzen der Biologie folgend, wer weiß? Sukzessive jedoch würde sich da einiges tun. Auch im Verhältnis zur DDR. Kein Machtwechsel, aber ein Politikwechsel in der Bundesrepublik schien möglich.

Schließlich fanden Gespräche für einen Grundlagenvertrag zwischen beiden deutschen Staaten statt, nachdem die vier Mächte ihr Verhältnis zu Berlin geregelt und Bonn mit Moskau und Warschau Verträge geschlossen hatte. In den Meldungen über diese Verhandlungen zur Regelung der zwischenstaatlichen Beziehungen zwischen Bonn und Berlin tauchte der Name Egon Bahr aus den fünfziger Jahren auf, dessen Kommentare mich damals aufgebracht hatten. Er schien sich verändert zu haben. Wie er jetzt sprach, das klang moderat, verständnisvoll, friedfertig. Erstaunlich! In der kirchlichen Akademie in Tutzing hatte er mit einem Vortrag von sich reden gemacht. »Wandel durch Annäherung«, nannte er das Programm, mit dem er die Blockkonfrontation überwinden und der bundesdeutschen Ostpolitik eine friedensstiftende Ausrichtung geben wollte. DDR-Außenminister Otto Winzer soll dies angeblich zum Kommentar verleitet haben, das wäre die »Konterrevolution auf Filzlatzchen«⁴.

Egon Bahr sah ich nun erstmals auf Bildern. Er unterzeichnete am 21. Dezember 1972 gemeinsam mit DDR-Staatssekretär Dr. Michael Kohl im Blitzlichtgewitter eben jenen Grundlagenvertrag. Der Staatssekretär im Bundeskanzleramt Bahr kommentierte den Vertrag in der von ihm bekannten lakonisch-pointierten Weise: »Bisher hatten wir keine Beziehungen, jetzt werden wir schlechte

haben – und das ist ein Fortschritt.« In der Bundesrepublik regte sich besonders in rechten Kreisen und Fraktionen erheblicher Widerstand gegen den angeblichen Verrat deutscher Interessen. Ich sehe noch heute die Transparente und höre die wütenden Sprechchöre: Bahr und Brandt an die Wand! Morddrohungen gegen den Versuch, Krieg zu vermeiden und den Frieden zu bewahren.

Einige Zeit später fiel mir Bahr wieder auf. Das war, als Willy Brandt im Mai 1974 als Kanzler zurücktrat. Angeblich gestürzt durch den Kanzleramtsspion Guillaume, tatsächlich aber wohl doch aufgrund von zermürenden Intrigen in den eigenen Reihen. In der SPD-Bundestagsfraktion bekundete deren Vorsitzender Herbert Wehner dem zurückgetretenen Brandt die Liebe aller Anwesenden, und die Kamera zeigte dabei Egon Bahr, wie dieser sein Gesicht in seinen Händen verbarg. Wie ich später von ihm selbst erfahren sollte, geschah dies weniger aus Trauer wegen Brandts Kapitulation, sondern wegen der Heuchelei Wehners, der maßgeblich an Brandts Entscheidung Schuld trug.⁵ Bahr verblieb noch bis 1976 in der Bundesregierung als Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, war dann fünf Jahre Bundesgeschäftsführer der SPD und bis 1990 Bundestagsabgeordneter.

Der Journalist Bahr produzierte in der Endphase der DDR, die auch von ihm nicht als Endphase wahrgenommen wurde, hin und wieder Nachrichten, die Eingang in die großen Medien fanden. So etwa, als er als Wissenschaftlicher Direktor des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik der Universität Hamburg – was er seit 1984 war – Generale aus der BRD und der DDR zu mehrtägigen Gesprächen in der Hansestadt zusammenführte. Oder weil er immer wieder jene, die die deutsche Frage aufwarfen, als Störenfriede kritisierte. Forderungen nach einer Wiedervereinigung nannte er »politische Umweltverschmutzung«. Noch im November 1989, nach der Öffnung der Grenze, sprach er von einer »Lebenslüge, über Wiedervereinigung zu reden«. Das machte ihn mir geradezu sympathisch.

Die neunziger Jahre führten zu den bekannten Verwerfungen und Neuorientierungen. Das DDR-Fernsehen, für das ich während der

achtziger Jahre vorwiegend als Oberleutnant Zimmermann im »Polizeiruf 110« tätig war, wurde wie Tausende andere DDR-Betriebe »abgewickelt«. Dazu hatte man einen 71-jährigen Pensionär aus Bayern namens Mühlfenzl reaktiviert. Der im Osten unbekannte Medienmanager war am 15. Oktober 1990 – zwölf Tage nach der Übernahme der DDR – zum Rundfunkbeauftragten der neuen Bundesländer »gewählt« worden. Seine Aufgabe war die Liquidierung des Deutschen Fernsehfunks und der Hörfunksender der DDR. Allen Mitarbeitern in Adlershof wurden fristlos und ohne jede Begründung gekündigt. Ich kehrte mit meiner Frau Sibylle Berlin den Rücken und in meine alte Heimat zurück, die nun nicht mehr Bezirk Rostock, sondern Mecklenburg-Vorpommern hieß. Ich fand eine journalistische Beschäftigung als fester Freier im Landesfunkhaus des *NDR* in Schwerin, nunmehr eine Außenstelle des Hamburger *NDR*.

Im Jahr 2000 lud Peter-Michael Diestel mich und meine Frau ein. Der letzte Innenminister und Stellvertreter von Ministerpräsident Lothar de Maizière, nunmehr ausschließlich als Rechtsanwalt und Jäger tätig, lud gerne zu Himmelfahrt illustre Gäste auf sein großes Anwesen ein, wo er auch seine Kanzlei betrieb. Dass ich mit auf die Gästeliste geraten war, rührte aus meiner Bekanntschaft mit Michael Schmidt vom *NDR*, mit dem ich mehrere TV-Produktionen betreut hatte. »Schmitti« hatte in den siebziger Jahren mit Diestel an der Karl-Marx-Universität in Leipzig studiert – er bei den Journalisten, Diestel bei den Juristen. Er hatte Diestel für den Fall der *BELUGA* interessieren können, der Anwalt hatte das Mandat der Hinterbliebenen der drei im Vorjahr ertrunkenen Seeleute übernommen.

Wer uns dort alles erwarten würde, war vom Gastgeber nicht verraten worden.

Die Gäste, die unseren mitgebrachten Zander verzehrten, waren reichlich prominent: etwa der Schriftsteller Stefan Heym und seine Frau Inge sowie – Egon Bahr. Er wurde von Christiane Leonhardt begleitet, seiner Sekretärin.

Ich sprach Egon Bahr an, sagte ihm, dass ich mich freue, ihn einmal persönlich zu treffen. Nach reichlich vierzig Jahren.

Bahr schaute mich fragend an und winkte nur ab, als ich von meinen Rundfunk-Erinnerungen auf der Werft berichtete. Jugendsünden, antwortete er. Die Amis hätten ihn am 17. Juni 1953 aus dem Funkhaus in der Masurenallee vom Mikro geholt, um nicht den Dritten Weltkrieg zu riskieren. Er war damals ein Kalter Krieger und wähnte sich auf der richtigen Seite, sagte er.

Und heute nicht mehr, erkundigte ich mich.

Auch Saulus wurde zu Paulus⁶, antwortete er hintersinnig.

Diessel hielt es für angezeigt, von meinem Zeesboot zu erzählen, auf dem er schon einmal mit Michael Schmidt und dessen Frau Maren mitgefahren sei. Nun war es an mir, der Gesellschaft zu erklären, was Zeesbote sind. Nämlich Fischerboote mit roten Segeln und zwei Masten, die einst mit dem Netz, der Zeese, auf der Ostsee unterwegs waren. Besonders ergiebig waren die Fischzüge in den flachen Boddengewässern Pommerns, Zeesämter befanden sich auf der Insel Wollin und in Stralsund. Um 1900 waren in der Hansestadt am Sund über dreihundert Zeesner mit ihren Booten registriert.

Die hohe Zeit des Zeesens endete nach dem Zweiten Weltkrieg, auch wenn in der DDR bis in die siebziger Jahre hinein mit Zeesbooten erfolgreich gefischt wurde. Dann endete die jahrhundertealte Tradition. Der letzte Zeesner war Max Heise aus Stralsund. Er fischte bis 1972 mit seiner ALBATROS.

Die Boote wurden nach und nach ausgemustert, einige motorisiert und zu kleinen Kuttern umgebaut. In der DDR warf man nichts weg, und es gab genügend traditionsbewusste Liebhaber, die diese Boote privat restaurierten und zum Segeln nutzten. Am 1. September 1965, dem Weltfriedenstag, gab es die erste große Zeesboot-Regatta, die Ekkehard Rammin aus Bodstedt organisierte. Sie fand fortan immer am ersten Wochenende im September statt. Staatlich gefördert und unterstützt wuchs der Zuspruch von Jahr zu Jahr, er wurde zu einer DDR-Meisterschaft der historischen Segler und zu einem Volksfest, dem tausende Zuschauer beiwohnten.

Von den derzeit knapp hundert Zeesbooten, die wieder segeln, gehört mir jenes, das von 1965 bis 1969 siegte. Damals befand es sich

im Besitz der Fischerfamilie Lange, erklärte ich nicht ohne Stolz meinen Zuhörern auf dem Anwesen von Diestel.

Für die Rekonstruktion des 1922/23 erbauten Bootes brauchten wir fünf Jahre und sieben Monate. Der Rumpf ist komplett aus Eiche, elf Meter lang, rund vier Meter breit, knapp hundert Quadratmeter Segelfläche, Dieselmotor, Kommunikations- und Navigationstechnik, dazu vier Kojen, eine Toilette, fließend Warm- und Kaltwasser. Als wir 1998 von Berlin nach Stralsund zogen und unser neues Zuhause noch nicht ganz fertig war, lebten wir auf dem Boot, das wir im Stralsunder Hafen vertäut hatten.

Diestel schlug vor, Stefan Heym und Egon Bahr zu einer Segeltour nach Hiddensee einzuladen.

Stefan Heym winkte ab mit dem Verweis auf sein, wie er meinte, fast biblisches Alter. Egon Bahr dagegen, nur neun Jahre jünger als Stefan Heym, war Feuer und Flamme. Die Aussicht auf eine Reise mit meinem Zeesboot regte ihn zu Erzählungen über bisherige Seefahrten an, die er schon gemacht hatte. Keine mit Kreuzfahrtschiffen, sondern mit Frachtern, die in der Regel auch ein paar Kabinen für Passagiere anbieten. Statt Käptn's Dinner also Backen und Banken mit den Matrosen. Dort habe er sich wohlgefühlt und stets viel gelernt. – Bahr war der Vollblutjournalist geblieben, der er immer war.

Wir verabredeten uns für Mitte September 2000, um mit der SIBYLLE in See zu stechen. Diestel wollte auch mitkommen, Schmitti und seine Frau Maren schlossen sich an. So viel Platz war an Bord.

Mit der Leiterin des Gerhart-Hauptmann-Hauses in Kloster vereinbarte ich eine Lesung am 16. September; es würden gewiss noch genügend Urlauber auf der Insel sein, die sich über eine Veranstaltung mit Egon Bahr freuen würden, meinte ich. Das meinte auch Sonja Kühne, die Dramaturgin in Adlershof gewesen und mir aus der Zusammenarbeit im »Polizeiruf 110« gut bekannt war.

Am 15. September, einem Freitag, legten wir in Stralsund 16.15 Uhr ab. Mit Hilfe des Röcheleisens, wie Segler die Maschine scherzhaft nennen, schipperten wir vom Liegeplatz hinaus auf den Sund und setzten die Segel. Der Wind wehte günstig, nach zwei-

einhalb Stunden erreichten wir den Fischereihafen von Neuendorf. Dort hatte ich vorsorglich einen Liegeplatz für das Boot reserviert. Bahr erklimmte die Kaimauer, nachdem das Boot fest war, und setzte seinen Fuß auf »dat seute Länneken«, das süße Ländchen Hiddensee. Die Mitfahrer nahmen Quartier in der »Boje«, einer kleinen Pension in Neuendorf.

Am folgenden Morgen lud uns der Bürgermeister von Hiddensee zu einem Forum in Vitte ein. Die Anreise erfolgte mit einer Pferdekutsche. Auf der Insel dürfen nur Polizei und Feuerwehr, der Arzt und die Seenotretter mehr als ein PS benutzen, die anderen sind auf Pferdegespanne oder Fahrräder angewiesen. Das schont nicht nur die Umwelt, sondern entschleunigt auch. Während Egon Bahr den Lokalpolitikern und anderen Interessierten die Weltpolitik analysierte, kochte meine Frau an Bord Erbsensuppe.

Die deutscheste aller deutschen Suppen mundete in reiner Seeluft augenscheinlich allen.

Danach rollten wir nach Kloster, dem dritten Ort im Norden der schmalen Insel, wo diese am breitesten ist. Gerhart Hauptmann hatte 1930 an der Westküste das Anwesen erworben und seitdem mit seiner Frau jeden Sommer dort verbracht. Im Sommer 1946 war der Literaturnobelpreisträger im inzwischen polnischen Agnetendorf verstorben und auf seinen Wunsch nach Hiddensee überführt worden. In den fünfziger Jahren richtete die DDR eine Gedenkstätte und ein Museum im Hause ein, wie wir beim Rundgang erfuhren. Es sei eines der wenigen Dichtershäuser weltweit, die noch so ausschauten, wie sie zu Lebzeiten des Bewohners ausgeschaut hatten, erklärte die ehemalige Dramaturgin und nun Hausherrin eines Museums. Neben der musealen Seite gebe es auch gegenwärtige Kunst: Lesungen und Konzerte lockten Urlauber und Tagesausflügler. Und Egon Bahr sollte heute ebenfalls lesen. Doch er hatte kein Buch dabei, weshalb er den Zuhörern, die mehrheitlich im weiten Rund auf der Wiese lagerten, weil die Stühle weder drinnen noch draußen reichten, in entwaffnender Offenheit gestand: »Ich hoffe, Sie nicht zu enttäuschen, wenn ich Ihnen gestehe, nicht aus meinen Erinnerungen zu lesen – ich habe

nämlich das Buch vergessen. Aber ich kann Ihnen versichern: Ich kann lesen!« Die anschließende Bemerkung, er könne aber erzählen, was im Buch stünde, ging in Heiterkeit unter.

Sonja Kühne hatte zwei Stunden vorgesehen, doch die Zuhörer wollten einfach nicht gehen. Sie hingen Bahr an den Lippen, stellten unablässig Fragen, vornehmlich zur Gegenwart, und artikulierten ihren Unmut über die Art und Weise des Vereinigungsprozesses. Bahr antwortete geduldig und verständnisvoll, er traf den richtigen Ton und bekam fortwährend zustimmenden Beifall.

Irgendwann, es brannten schon lange die Lichter, beendete die Chefin die Runde. Wir rollten nach Neuendorf zurück, und da wir nach dem langen Abend Hunger verspürten, versuchten wir unterwegs einzukehren. Doch im Monat September auf Hiddensee sind zu nächtlicher Stunde alle Bürgersteige, die es gar nicht gibt, hochgeklappt und die Kneipen dicht. Daraufhin spitzte Bahr die Lippen und sagte an meine Frau gerichtet: »Liebe Sibylle, ich habe heute Mittag bemerkt, dass die vorzügliche Erbsensuppe nicht ganz aufgegessen wurde. Würden Sie bitte die Freundlichkeit besitzen, den übriggebliebenen Rest aufzuwärmen?«

Es war schon weit nach Mitternacht, als wir in der Kajüte die Teller geleert hatten und Bahr befand, dass die Luft doch ziemlich trocken sei. Kein Problem, es fand sich noch eine Flasche Weißwein an Bord. Trockener, natürlich.

Das war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.

Wir begannen damals eine Korrespondenz, die nachfolgend – zumindest in Auszügen – wiedergegeben ist. Sie beschränkte sich nicht nur auf den Austausch von Artigkeiten zu Feier- und Geburtstagen. Wir unterschieden uns in Alter und Profession, auch waren wir von unterschiedlichem Naturell. Aber es stimmte die Chemie zwischen uns, was wohl auch an unserer Herkunft lag: Wir waren qua Geburt Ossis. Egon, mit dem wir uns bald duzten, war im thüringischen Trefurt zur Welt gekommen, ich im pommerschen Stettin. Wir teilten die Überzeugung, dass die Welt verbessert werden musste, sollte sie nicht zugrunde gehen, unterschieden uns aber, auf welche Weise dies

geschehen könnte. Ich präferierte, da mir Geduld fehlt, die rasche und radikale Veränderung, während Egon an die nachhaltige Wirkung sanfter Ausdauer glaubte. Allerdings schien ihn zunehmend der Glaube zu verlassen, dass dies auch tatsächlich funktionieren würde. Einmal zitierte er Brandt, der gesagt hatte: »Je älter ich werde, um so linker werde ich.« Und fügte an: »Wenn ich sehe, wohin dieser Kapitalismus treibt, habe ich das Gefühl, dass es bei mir ähnlich ist.«⁷

Darin glich er einem anderen Journalisten, Politiker und Freund: Günter Gaus. Der verstand sich als Radikaldemokrat. Allerdings ging Bahr nicht so weit wie Gaus. Er behielt sein Parteibuch und sein kleines Büro im Willy-Brandt-Haus bis zum Ende.

Wenn ich in meinem heiligen Zorn wetterte und wütete, meinen Unmut in Zeilen presste, was sich oft aus Gefühlen, aber auch manchmal Unkenntnis speiste, versuchte er rational zu reagieren. Er belehrte nicht, sondern klärte auf. Verständnisvoll und einführend, bisweilen ironisch. Mit Heiterkeit verdünnte er jeden Tropfen Galle. In der Regel wartete Egon nicht mit der Antwort, er nutzte dabei lieber das gute alte Telefon als den Computer, zumal ihm bekannt war, dass auch ich mit der Elektronik wenig am Hut habe und nur selten in meine Kiste kuckte, um Mails »abzurufen«. So kommt es, was ich erst beim Zusammenstellen unserer Korrespondenz bemerkte, dass er weniger geschrieben hatte als ich. Diese Optik täuscht. Keine Zeile, keine Frage blieb von Egon unbeantwortet, er war da sehr pflichtbewusst. Ein korrekter Preuße, zivil und dennoch ein Meister der Stabskultur. Er griff lieber zum Hörer und strich Balsam auf meine wunde Seele.

Wir stachen in der Folgezeit wiederholt gemeinsam in See, besuchten zum Beispiel in Ralswiek die Störtebeker-Festspiele und 2005 auch zum ersten Mal Moritzdorf auf Rügen. Auf der Naturbühne am Großen Jasmunder Bodden wurde seit den fünfziger Jahren an den enthaupteten Seeräuber erinnert, der mit seinen Vitalienbrüdern um 1500 die Pfeffersäcke im Ostseeraum unsicher gemacht hatte. Fast zehntausend Zuschauer kamen im Schnitt zu jeder Vorstellung, egal, ob es stürmte oder regnete.

Nachdem wir im Hafen von Ralswiek unser Boot festgemacht und die an der Abendkasse reservierten Karten abgeholt hatten, erreichte uns eine Einladung von Peter Hick, dem Intendanten, der zuvor die Karl-May-Festspiele in Bad Segeberg geleitet hatte. Er erwartete uns nach der Vorstellung in der Gaststätte »Zum Störti«, ließ er uns wissen. Unter den Darstellern, die ihn in das Restaurant begleiteten, war auch Mircea Krishan, ein kleiner, korpulenter Mann, der in den siebziger Jahren oft in Rudi Carrells TV-Show »Am laufenden Band« und später in etlichen »Tatorten« und »Polizeirufen« mitgewirkt hatte. Krishan fiel dem verduztten Bahr um den Hals und dankte ihm mit Tränen in den Augen. Der wusste nicht, wie ihm geschah und fragte nach dem Grund der Rührung. Der Siebenbürger Sachse hatte sich 1968 bei einem Gastspiel in Paris abgesetzt und später in der Bundesrepublik niedergelassen. Die in Rumänien zurückgebliebene Familie war daraufhin inhaftiert worden und erst auf Intervention der Brandt-Regierung frei und außer Landes gelassen worden. Der lebhaftige Schauspieler meinte nun nach mehr als vierzig Jahren seinen Dank bei Bahr abstaten zu müssen. Dieser ließ das alles freundlich über sich ergehen, obgleich er mit der Geschichte konkret nichts zu tun gehabt hatte.

Im Juni 2005 machten wir zusammen Urlaub in Moritzdorf. Egon lebte inzwischen mit Adelheid Bonnemann-Böhner zusammen, einer emeritierten Professorin aus Kiel. Gemeinsam mit den beiden wartete ich an Bord der SIBYLLE auf Sibylle die als Bibliothekarin in der Marinetechnikschule Parow vor den Toren Stralsunds arbeitete. Dann aber kam sie endlich und wir konnten ablegen. Wir segelten durch den Sund und den Greifswalder Bodden, vorbei an der Insel Vilm, und machten schließlich am hoteleigenen Steg fest. Der kleine Ort am Rande des Nationalparks war dem Seebad Sellin zugeschlagen worden, hatte sich aber seinen ursprünglichen ländlichen Charakter bewahrt. Es wälzten sich keine Touristenströme durch das Straßendorf, obgleich es etliche Ferienwohnungen und Pensionen gab. Bahr bezog ein Appartement zu ebener Erde, man stellte ihm einen Tisch in den Garten, von dem aus er die landschaft-

liche Idylle betrachten und seine Zeitungen lesen konnte. Dabei genosse er seine Zigarette. Gelegentlich unternahmen wir Ausflüge, dampften etwa mit dem Rasenden Roland, der Rügenschens Bäder-Bahn, von Baabe nach Binz. Und wenn der Wind günstig wehte, segelten wir mit dem Boot. Und Egon ging Ruder. So vergingen die Tage wie im Fluge. Während der Rückfahrt nach Stralsund stand Egon Bahr einmal geschlagene fünf Stunden an der Pinne: Wir tuckerten mangels Windes mit sieben Knoten mit Hilfe der »Bronzefock«, wie man die dieselmotorgetriebene Schiffsschraube an Segelbooten nennt, über die glatte See. Aber auch dann ist das Rudergehen nicht einfach. Egon gab das Ruder nicht aus der Hand.

Das beschauliche Moritzdorf hatte Egons und Adelheids Sympathie gewonnen, sie kehrten in der Folgezeit wiederholt dort ein. Bahr wurde von jenen, die ihn erkannten, freundlich begrüßt, er grüßte nicht minder freundlich zurück, und erheiterte sich an der Mitteilung des Hotelchefs, dass jemand von ihm habe wissen wollen, ob der große, kräftige Mann in seiner Begleitung ein Personenschützer sei. Egon musterte mich von der Seite, als sähe er mich zum ersten Male, und grient: Das könne man so sagen.

Im Juni 2009 machten wir unser Boot im Museumshafen von Greifswald fest. Egon wollte oder sollte an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität einen Vortrag halten. Die Aula war bis auf den letzten Platz besetzt, um den inzwischen 87-Jährigen zu hören, was er zum Thema »Nach 40 Jahren staatliche Einheit erreicht – nach 20 Jahren innere Einheit verfehlt« zu sagen hatte. Eigentlich könnten die Ostdeutschen, die den Mauerfall selbst herbeigeführt hätten, stolz auf ihre Leistung sein, meinte er. Aber eben dieser Stolz sei durch die Form der Wiedervereinigung »erdrückt worden«. Die jetzige Lage in Ostdeutschland müsse politisch verändert werden. »Wenn wir so weitermachen, kann der Osten auch bis 2050 nicht besser werden«, sagte er, selbst eine Rückentwicklung sei möglich. Und indirekt kritisierte er den Brandt-Satz »Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört«. Er stellte Mauerfall und Wiedervereinigung zwar als nahtlose Konsequenz der neuen Ostpolitik seit 1969 dar, räumte aber ein:

»Auch wenn Brandt das so gesagt hat, haben alle Westdeutschen die Wiedervereinigung verschlafen. Es war eher eine Sturzgeburt als ein Zusammenwachsen.«

»In der Fragerunde nach dem Vortrag zeigte sich der Alt-Politiker äußerst redselig. Als Rektor Westermann, der Bahr zuvor dafür gedankt hatte, die vereinbarten vierzig Minuten Redezeit etwa um die gleiche Zeit überzogen zu haben, die dritte Publikumsfrage mit den Worten einleitete: ›Und das ist dann die letzte Frage‹, quittierte Bahr das mit einem grummeligen ›Na ja‹ – an ihm solle das aber nicht liegen. Insgesamt wurden dann ein halbes Dutzend Fragen an Bahr gestellt – unter anderem, ob er Patriot sei. Seine Antwort: ›Ja, selbstverständlich – was denn sonst?‹«⁸

Einige von Egon Bahrs Texten habe ich unseren Briefen angefügt, auch Beiträge anderer über ihn. Dadurch, so glaube ich, erkennt man diesen einmaligen Menschen in seiner Vielgestaltigkeit. Natürlich hatte Bahr – sowohl diesseits als auch jenseits »der Mauer« – nicht nur Freunde. Und auch heute, wo diese Grenze an jener Stelle verschwunden ist und weiter nach Osten verschoben wurde, ist der Sozialdemokrat Bahr nicht unumstritten. Es ist allerdings eine Illusion zu meinen, die Sowjetunion und die DDR würden noch existieren, wenn es keinen Egon Bahr gegeben hätte. Ohne Wandel hat kein System eine Perspektive. Auch nicht das gegenwärtig die Welt beherrschende. Dass unser System, das sowjetische Modell, sich bis zur Abschaffung wandelte, war jedenfalls nicht im Sinne des Erfinders des Wandels durch Annäherung. Weißt du, sagte er mir einmal, und da hatte er wohl auch sich mit im Blick, damals gab es noch Diplomatie, galten Regeln, an die sich alle hielten. Vertrauen und Vertraulichkeit war eine Währung, die überall galt. Ob diese jemals wieder in Umlauf kommt, wissen nicht mal die Götter ...

¹ Lutz Riemann war 1949 mit seinem kleinen Bruder in ein Heim, die jüngere Schwester zur Tante gekommen, weil die alleinerziehende Mutter schwer krank war und jahrelang in Hospitälern zubringen musste. Auf Wunsch der Mutter Erika

Riemann brach der Älteste seine Bootsmannslehre und die des Stahlschiffsbauers ab und heuerte zunächst als Hilfsarbeiter auf der Werft in Wolgast an. Neben dem Lohn gab es dort die Schwerstarbeiterzulage für Lebensmittel, Einkellerungskartoffeln und Bezugsscheine für Braunkohle. Davon konnte er die Familie ernähren

2 In Meiningen traf Riemann eine Freundin aus Kindheitstagen in Stettin wieder, nachdem seine erste Ehe, aus der zwei Söhne hervorgingen, zerbrochen war. Er heiratete 1965 Sibylle

3 Bahr berichtete, dass wenige Tage nach seiner Vereidigung als Bundeskanzler ein hoher Beamter Brandt drei Briefe zur Unterschrift vorgelegt habe. »Jeweils an die Botschafter der drei Mächte – der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Großbritanniens – in ihrer Eigenschaft als Hohe Kommissare gerichtet. Damit sollte er zustimmend bestätigen, was die Militärgouverneure in ihrem Genehmigungsschreiben zum Grundgesetz vom 12. Mai 1949 an verbindlichen Vorbehalten gemacht hatten«, so Bahr. »Brandt war empört, dass man von ihm verlangte, ›einen solchen Unterwerfungsbrief‹ zu unterschreiben. Schließlich sei er zum Bundeskanzler gewählt und seinem Amtseid verpflichtet. Die Botschafter könnten ihn wohl kaum absetzen! Da musste er sich belehren lassen, dass Konrad Adenauer diese Briefe unterschrieben hatte und danach Ludwig Erhard und danach Kurt Georg Kiesinger.« So Egon Bahr in »Drei Briefe und ein Staatsgeheimnis«, veröffentlicht in: *Die Zeit* vom 14. Mai 2009. Mir gegenüber äußerte Bahr, dass alle Bundeskanzler – von Adenauer bis Kohl – inoffizielle Mitarbeiter des CIA gewesen seien. Damit scheint er nicht falsch gelegen zu haben, wie der Historiker Thomas Boghardt nach Sichtung von Unterlagen des seinerzeitigen US-Militärgeheimdienstes CIC bestätigte. So soll etwa Willy Brandt zwischen 1948 und 1952 sich mehr als 200 Mal mit CIC-Verbindungsleuten getroffen und gegen Bezahlung Informationen geliefert haben. »Brandt habe über die SED und die Jugendorganisation FDJ berichtet, über politische Häftlinge im sächsischen Bautzen, ostdeutsche Werften, Fabriken, das Eisenbahnwesen und die Telefonausstattung der sowjetischen Streitkräfte«, schrieb *Die Zeit* am 17. Dezember 2021. »Es sei unklar, ob Brandt mit Wissen der SPD-Führung handelte.«

4 Hans Voß (1931–2016), bis 1960 Leiter der Abteilung für Deutsche Fragen im DDR-Außenministerium und 1970 Sekretär der Arbeitsgruppe für das deutsch-deutsche Gipfeltreffen von Bundeskanzler Willy Brandt und DDR-Ministerpräsident Willi Stoph in Erfurt und Kassel 1970, war später in einem Interview zu diesem Zitat befragt worden. »Obwohl ich selber recherchierte, wann und wo Winzer das gesagt haben soll, muss ich den Beweis schuldig bleiben. Ich habe keine Quelle gefunden. Aber Bahr meinte einmal: Wer immer das gesagt hat: Er hatte damit Recht. Auf alle Fälle stammt dieses Zitat aus der Zeit vor Erfurt und Kassel. Das Wort kam m. E. im Zusammenhang mit Brandts Regierungserklärung 1969 auf. Er hatte die DDR mit

seiner Formulierung der *zwei Staaten in Deutschland* in Zugzwang gebracht.« In: »Walter Ulbricht«, herausgegeben von Egon Krenz, Das Neue Berlin 2013

5 Der Historiker August H. Leugers-Scherzberg stellte in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Essen am 23. Mai 2001 »Herbert Wehner und der Rücktritt Willy Brandts am 7. Mai 1974« – veröffentlicht im Vierteljahresheft für Zeitgeschichte 2/2002 – einen interessanten Zusammenhang her. Für ihn war Brandts Rücktritt als Regierungschef – er blieb ja weiter SPD-Vorsitzender – Folge der Auseinandersetzung in der SPD um die außenpolitische Linie. Während Wehner auf den kontinuierlichen Ausbau der Beziehungen zu allen osteuropäischen Ländern, besonders zur DDR, setzte, um dadurch die Blockbindungen zu lockern, verfolgte Bahr die Verbesserung der Beziehungen zur Sowjetunion, zu der er seit 1969 geheime Kontakte geknüpft hatte, den *back channel*. Für Bahr lag der »Schlüssel zur deutschen Frage« in Moskau. Eine Konzentration der Ostpolitik auf die Sowjetunion lehnte Wehner ab, weil sie angeblich die Hegemonialstellung der Sowjetunion verstärkte. Und sicherlich war auch eine persönliche Rivalität im Spiel. Leugers-Scherzberg: »Egon Bahr und dessen Einfluss auf Brandt wollte Wehner auf Dauer ausschalten. Sein Angriff auf den ›geheimen Kanal‹ in Moskau hatte dieses Ziel verfolgt. Auch aus den Mitteilungen Honeckers, die Wehner Brandt übermittelte, ließ sich als Quintessenz nur herauslesen, dass Egon Bahr als Ost- und Deutschlandpolitiker denkbar ungeeignet war. Vom Herbst 1973 bis zum Frühjahr 1974 spielte sich damit ein zäher Kampf hinter den Kulissen ab. Egon Bahr und der ›geheime Kanal‹ arbeiteten darauf hin, Wehners Einfluss auf die Ost- und Deutschlandpolitik zu beseitigen. Gleichzeitig bemühte sich Wehner mit Unterstützung Honeckers, Egon Bahr aus seiner ost- und deutschlandpolitischen Schlüsselstellung zu verdrängen. In beiden Fällen ging es darum, Einfluss auf Brandts Ostpolitik zu gewinnen.« Folge des Kanzler-Rücktritts: »Egon Bahr wurde aus seiner Schlüsselstellung in der Ostpolitik verdrängt. Wehner selbst nahm dagegen nach der Übernahme der Kanzlerschaft durch Helmut Schmidt eine Schlüsselstellung in den deutsch-deutschen Beziehungen ein.«

6 In der biblischen Apostelschichte wurde von einem Saulus berichtet, der zu den entschiedenen Verfolgern der Jünger Jesu gehörte. Auf dem Weg nach Damaskus, um dort Christen gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu bringen, hatte der Christen-Jäger eine Lichterscheinung, die ihn zur inneren Umkehr veranlasste. Aus dem Saulus wurde ein Missionar, der fortan andere zum christlichen Glauben bekehrte. Das sogenannte Damaskus-Erlebnis wurde zur Metapher, der Volksmund machte daraus die Metamorphose *vom Saulus zum Paulus*

7 In: »Für alle Probleme gibt es vernünftige Lösungen«, Gespräch in: *neues deutschland* vom 15./16. November 2014

8 Gabriel Kords in *webmoritz.de* vom 30. Juni 2009